

Carl Spitteler

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Geistesfreiheit**

Band (Jahr): **4 (1925)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-407191>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

senile Sich-selbst-aufgeben, das melancholische «Ignorabilismus», hat niemals an dem Fortschritt teilgehabt. Die progressive Steigerung unseres Wissens berechtigt uns zu der Vermutung, daß alles «Wunderbare», Rätselhafte restlos als natürliches Phänomen erklärt werden wird. Zum überzeugungslosen Glauben an überirdische Wesenheiten bleibt dann noch genug Zeit.

Die Erfahrung hat bisher alle für Wunder gehaltenen Erscheinungen erklärt, und wir haben das Recht, zu sagen, daß auch alle modernen Wunder keine sind. Die schönen Phrasen vom «Wunder in uns» etc. sind völlig inhaltlos, und da sie meist vom unselbständigen Leser ungeprüft aufgenommen und so weiterverbreitet werden, durchaus kulturfeindlich, geistige Seuchen. Selbst freidenkende Männer gefallen sich im Gebrauch mit dem Worte «Wunder». Allerdings benutzen sie es mehr als *Interjektion*, als Empfindungswort und sprechen es dann, wenn sie in Begeisterung über ein Naturereignis geraten. «Wunderbar!» sagen die Beobachter eines Alpenglühens, einer Landschaft... und lassen damit ihrem ästhetischen Empfinden freien Lauf, ohne zu bedenken, welch gefährliche und *demagogische Phrase* sie gebrauchen und wie sehr sie der Unvernunft des Glaubens damit Vorschub leisten.

Carl Spitteler.

Am letzten Tage des vergangenen Jahres ist Carl Spitteler als Erster — ein Zufall von fast symbolischer Bedeutung — im Luzerner Krematorium der Flamme übergeben worden. Die jetzige Generation der Schweizer Dichter hat in ihm ihren grössten Vertreter verloren.

1845 in Liestal geboren, studierte Spitteler zunächst die Rechte, dann Theologie. Jakob Burckhardt, der überlegene, entsagungsvolle Betrachter der menschlichen Dinge, übte auf den Studenten einen bestimmenden Einfluß aus, sowohl was seine Anschauungen über Kunst, als auch, was die pessimistische Einstellung zum Leben betrifft. Innerlich außerstande, das Pfarramt zu verwalten, wirkte Spitteler acht Jahre lang als Hauslehrer in Rußland. Nach seiner Rückkehr (1879) war er Professor an verschiedenen Mittelschulen, später Redaktor, bis es ihm, der sich immer als «Tasso unter Demokraten» gefühlt hat, seine Verhältnisse erlaubten, die bürgerliche Tätigkeit aufzugeben und ganz seiner «Gestrengen Herrin», dem eingebornen Gesetz seines Wesens, zu leben.

Von seinem Dichterberufe hatte Spitteler eine sehr hohe Auffassung. Schon sein Erstling «Prometheus und Epimetheus» (1880) war ein großer Wurf. Sein Thema ist Spittelers ureigenste Angelegenheit: die Selbstbeherrschung einer großen Seele gegen eine Welt von Kleinheit und Gemeinheit,

sein Darstellungsmittel eine bilderträchtige Sprache von alttestamentlichem Gang und Haltung. Aber die Zeit des Naturalismus, die eben damals anbrach, ging an diesem Werk eines Unzeitgemäßen achtlos vorbei, obschon Männer von literarischem Ruf sich dafür einsetzten. Dieser Nichtanerkennung gegenüber hat der Dichter sein Selbstvertrauen und seine Schaffensfreude nur um den Preis tiefer Menschenverachtung behaupten können; aber von seinem Wege abdrängen ließ er sich nicht. Sah der Naturalismus die Aufgabe der Dichtung im genauen Nachzeichnen der Wirklichkeit, so verlegte Spitteler ihr Walten ins freie Reich der Phantasie. Den Roman verachtete er. Für ihn war der Vers das einzig würdige Kleid der Poesie. Wenn er trotzdem einige Erzählungen in Prosa schrieb, so tat er es nur, um zu zeigen, daß er das auch könne. Im übrigen schuf sich sein überragender Kunstverstand in unausgesetzter Arbeit das Gefäß für die Visionen seiner reichen Einbildungskraft. Diese nie erlahmende Willensenergie, die ohne Kompromiß stets nach dem Höchsten, nach der Vollendung strebt, macht die eigentliche Größe Spittelers aus. Als Lohn wurde ihm eine seltene technische Meisterschaft. Sein Hauptwerk, der «Olympische Frühling», strahlt in so farbenreichem Glanze, daß man seinen Schöpfer einem Homer, Dante und Goethe an die Seite gestellt hat. Aber bei diesem Vergleich zeigt sich, was Spitteler fehlt. Jene Großen der Weltliteratur haben jeder in seinem Werk den Geist eines ganzen Zeitalters verliehen. Sie konnten das, weil sie der Welt, deren Abbild sie schufen, aufs innigste verbunden waren. Spitteler aber hat sich bewußt auf sich selbst zurückgezogen; er hat die Welt von sich gewiesen, sie als das Werk eines Pfuschers verdammt. Hier liegt der Grund, warum er viele nicht innerlich zu ergreifen vermag. Diese starre Abwehrgebärde schafft keine warm durchflutete Welt, sondern nur einzelne Bilder, bunt und glänzend, aber marmorkalt. Bei aller Ehrfurcht vor dem, was Spitteler geleistet: der Vergleich mit jenen Repräsentanten bekommt ihm nicht gut. Aber vielleicht war es ihm genug, ihn ertrotzt zu haben.

Abwehr.

Das «Schweizerische Katholische Volksblatt» will seinen Lesern weismachen, der Mangel an Religionsunterricht sei die Hauptursache für die Verbrechen und stützt sich hierbei auf die Studie des Rektors einer protestantischen Episkopalkirche in den Vereinigten Staaten. Es ist die alte fanatische Lüge von der Minderwertigkeit der weltlichen Ethik gegenüber der kirchlichen Moralbegründung, der wir schon mehrfach entgegengetreten sind, auch mit statistischem Material, aus dem hervorgeht, daß die Konfession, die ihre Bekenner am stärksten bindet und am unverschämtesten mit ihrer Mo-

Feuilleton.

Die neidischen Kapellen.

Von Carl Spitteler.

Erste Kapelle:

Siehst du wieder den Thomas, wie er den Kirchturm streckt?
Und die Agnes, wie sie mit ihrem neuen Dachstuhl geck?
Sie können vor Dünkel den Blast nicht finden.

Zweite Kapelle:

Der Lorenz tut auch so wichtig dort hinten.

Erste Kapelle:

Mir ekelt vor dem Geprahle,
Sie höfeln alle der Kathedrale.
Die meint auch, was das bedeutet,
Dass sie mit der dicksten Glocke läutet.
Hat immer ihr Maul darinnen.
Gleich wird's beginnen.

Zweite Kapelle:

Weisst du, wir halten still,
Bis alles läuten will.
Dann päng!
An die Sträng!
Pardein!
Mit der Schelle hinein!
Sind wir nicht lieblich zu hören,
Wir können die andern doch stören.
Achtung! sie kommen jetzt.
Vorwärts! gehetzt!

Beide Kapellen:

Kapelle,
Mach schnelle,

Rühr' die Schelle,
Bimbelle,
Kling' gelle,
Läut' helle,
Läut' grelle —

Es ist gediehen:
Wir haben sie überschrien.

Aus «Glockenlieder»,
verlegt bei Eugen Diederichs, Jena, 1906.

Chasté.

W. A. Rietmann.

Ein Engadiner Herbsttag mit leeren Hotelpalästen, roten Lärchen, jagenden Wolken und schauernden Winden. Der einsame Wanderer verlässt in Silvanlana die staubige Heerstrasse und steuert dem ehemaligen Schlosse des Fürsten von Linpe zu, das im Wandel des Kriegsglücks und der Valuta in Schweizer-Besitz überging und ein Kunstmuseum mit Fife o'clock tea wurde. Der Blick prallt an den Mauern der Zwingburg ab, weidet sich an den Bergen des Julierpasses, gleitet über den neuschneeüberzuckerten Piz Corvatsch und bleibt an den wirklich noch unverdorbenen malerischen Hütten des nahen von Lawinen und Wildwassern stark mitgenommenen Fischerdörfchens Surlej hängen, hier noch ein urchiges Stücklein Alt-Engadin ohne protzige Paläste und steife Parks geniessend.

Auf schmalen Pfad über holperige Spuren des Hochwassers bergauf, bergab geht's durch den Hochwald den zischenden Wellen des vom rauhen Winde gepeitschten Sees entlang. Eilig klopft die Spechtmeise noch ihre spärliche Nahrung aus grober Rinde. Melancholisch verhüllen die Felskolosse des Polaschin und Lagrev ihre mächtigen Häupter. Stärker rauscht die Welle, schärfer pfeift der Wind, und träge wälzt sich das graue Nebel-